

(Nachdruck verboten.)

24]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Keine leichte Aufgabe, da einen socialen Roman zu schreiben, auch nur auf Grund der hiesigen Verhältnisse; denn Schäfer spürte, daß das längst nicht mehr sogenannte einfache Verhältnisse waren. Man mußte denn flunkern und eitel „Poesie“ geben. Er hob den Kopf. Aber interessant war es nun erst recht! Jetzt zog ihn der Plan wieder an, und zwar um so mehr, je schwieriger ihm die Ausführung zu sein schien.

Er reckte sich mit Macht. Diesmal sollte, mußte es was Tüchtiges geben!!

Vor der grauen Villa stand der Wagen angespannt.

Otto machte sein satyrisches Gesicht. „Na, juck's ordentlich?“

„Nein. Garnicht.“ Schäfer hatte die Sorge um die Tierchen über den Menschen ganz vergessen.

„Interessantes erlebt?“

„O ja, ne ganze Menge.“

„Dann schief los!“

„Es muß sich erst alles klären. Später vielleicht.“

„Na, mir auch recht. Für ein paar Stunden mußt Du mich entschuldigen. Ich habe Geschäfte in der Stadt.“

„Aber bitte. Es wäre mir höchst unangenehm, wenn ich Dich in irgendwas behinderte.“

Otto lächelte dünn. Was sich der Federfuchser alles einbildete. Und das mit seiner Arbeit in der Stadt schien er wirklich ernst zu nehmen. Komisch naiv, dieser Berliner. Ne schwere Arbeit, im Klub ein paar Stunden Blech anhören und was dazu trinken!

Otto forderte Schäfer nicht auf, mitzufahren. Er ließ die beiden absichtlich allein. Schäfer schien auch gar nicht anzunehmen, daß er ihn auffordern würde. Um so besser. Er fuhr ab. Schäfer ging eiligst auf sein Zimmer, sich einiges zu notieren. Daß er nicht allein im Haus war, vergaß er ganz über dem Schreiben und Pläne entwerfen für sein Buch.

Ganz erschrocken fuhr er auf, als ein Dienstmädchen klopfte und ihn zu Tisch bat. Er war ernstlich ärgerlich, daß er gestört wurde. Als Junggeselle in Berlin hatte er es doch bequemer. Läftig, so ne Familieneigenschaft, dachte er, während er das beschriebene Papier verschloß. In Berlin bei seiner halbblinden Aufwartefrau konnte er getrost alles herumliegen lassen, aber hier mußte er sich vorsehen. Läftig, so was!

Magda empfing ihn freundlich und sah so gut aus, daß er bald wieder in Stimmung kam, sehr bald sogar.

Sie fragte ihn auch sofort nach seinen Erlebnissen. Aber aus wirklichem Interesse, das war gleich zu spüren.

Er erzählte denn auch schon bei Tisch von der alten, die ihre zweiundneunzig Jahre zur Schau stellte und aus ihnen ein Gewerbe machte. Auch von dem weiblichen Dragoner und all den Mißverständnissen, die es da gegeben hatte.

Wie Magda angenehm lachen konnte! Nicht laut, sondern diskret, aber doch so wohlthuend. Er hörte das gern und unterstrich das Komische noch nach Kräften, um sie öfter lachen zu hören.

Er sprach immer weiter, auch während sie nach Tisch in Magdas Zimmer gingen, auch als er sich da sofort die erste Zigarette ansteckte, ohne erst lange zu fragen.

„Sehen Sie, Frau Magda . . .“ Er wartete ein wenig. Wie bei dieser Anrede ein freundlich Lachen in die grauen Augen trat!

„Nicht wahr, Sie erlauben, daß ich Sie so anrede, das andre ist so konventionell und sad! Frau Magda klingt so schön.“

„Gewiß,“ sagte sie und machte ein sehr ernstes Gesicht dazu, als handle es sich um eine große Sache. Das amüsierte Schäfer.

Eigentlich hab' ich heute im großen und ganzen die Geschichte am verkehrten Ende angefaßt. Aber bitte, nichts Ihrem Mann sagen! Das Vergnügen gönne ich ihm nicht.“

Magda nickte zustimmend.

„So werd' ich denn die nächsten Tage in die Wirtschaften müssen, um die Männer kennen zu lernen, deren ich bisher nur zwei kennen lernte.“

Er lächelte. „Das mit dem einen war auch sehr lustig. Ich suchte ja Männer, nicht wahr? Konnte aber keine finden. Endlich fand ich nun einen, der traurig aus dem Fenster sah. Ich war ganz glücklich. Vor allem auch wegen seines traurigen Gesichts. Daraus spricht sociale Not, sagte ich mir erfreut, da kannst du was lernen. Ich ging ins Haus. Der Mann blieb auch in meiner Gegenwart mühsam und kurz angebunden. Auch das freute mich, denn ich sah darin außer der Notlage auch noch seinen festen Charakter. Ich fragte nun gar mancherlei, er wollte aber nicht recht raus mit der Sprache. Er stöhnte nur manchmal leise, was mich natürlich nur anfeuerte. Er stöhnt schon, dachte ich, da wird er auch bald reden. Schließlich fragte ich ihn ganz geradezu: So sagen Sie doch, was ist Ihnen, was drückt Sie? Vielleicht kann ich Ihnen raten, helfen? Da stöhnte er nochmals ganz erbärmlich, und dann kam: Ich hab' so schreckliche Zahnschmerzen, uh, uhhhhh, ich halts nicht mehr aus!“

Zu famos, wie diese Magda lachen konnte!

„Sehen Sie, das war keine sociale Not. Warum binden Sie sich denn nicht irgend ein Tuch um den Kopf? fragte ich teilnehmend. Immerlich dacht' ich selbstverständlich, dann wär' ich nicht auf Dich hineingefallen. Das sieht so unpoetisch aus, erklärte er. — Ich war sehr erstaunt. Was mußte der von poetisch. Wie kam er überhaupt zu dem Wort? — Unpoetisch? Lieben Sie die Poesie? — Dafür laß ich mich totschlagen, behauptete er. — Das hatte ich wirklich nicht erwartet. Hier in dem Dorf einer, der sich für Poesie totschlagen läßt?! Aber vielleicht kam das auch nur von den Zahnschmerzen. Da ist man ja zu allem fähig. Ich forschte weiter. Der Mann interessierte sich in der That, in allem Ernst für Poesie.“

„Wer ist denn das?“

„Neusch heißt er, und Platzmeister ist er bei ihrem Mann.“

„Ich kenne ihn gar nicht,“ gestand Magda beschämt. „Es ist wirklich unrecht, daß ich mich bisher so gar nicht um die Leute im Dorfe gekümmert habe.“

„Das freut mich, Frau Magda, denn ich hab' schon 'nen Plan!“

„Ach? Wirklich?“

„Gleich. Erst möchte ich mit dem poetischen Platzmeister zu Ende kommen. . . Uebrigens, haben Sie 'ne Ahnung, was das ist, Platzmeister? Ich nicht.“

„Ich leider auch nicht.“

„Also plötzlich fragte er mich, ob ich Scheffel kenne? Leider kann ich den hiesigen Dialekt nicht imitieren, der so gut zu Land und Deuten paßt, so rau und 'n bißel wüß. Selbstverständlich kenne ich Scheffel, erwiderte ich. Nun wurde der Mann ganz erregt. Wie sieht er aus, ist er groß, ist er blond? — Ja, persönlich kenne ich ihn nicht, er ist ja schon lange tot. — Der tot? Da irren Sie sich, meinte der Platzmeister, ich hab' doch noch vor einem Jahr ein Buch von ihm gekauft. — Der poetische Platzmeister war nämlich in allem Ernst der Meinung, Leute, von denen man Bücher kaufen könne, müßten auch noch leben. Er wurde jetzt wieder wortkarg und unfreundlich. Er dachte offenbar, ich mache mich über ihn lustig, oder hätte ihn geradezu angelogen mit meiner Behauptung, daß ich Scheffel kenne. Als er wieder mal so recht kläglich stöhnte, sagte ich: Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn. Da strahlte er über's ganze Gesicht und drückte mir energisch die Hand. Das Wort schien ihm ein rechter Trost zu sein in seinem Leiden. Ich gestand ihm dann, daß ich auch Dichter sei. Ich war begierig, welchen Eindruck das auf ihn machen würde. Er aber glaubte das einfach nicht. — So sehen keine Dichter aus, behauptete er kategorisch. — Wie denn? fragte ich. — Das ist sehr schwer zu sagen, meinte er. Er hätte es aber im Gefühl, und ich hätte jedenfalls gar nichts Poetisches. Freundlich, nicht wahr? Daraufhin ging ich bald.“

Magda und Schäfer schwiegen eine Weile.

Das Schweigen dauerte sogar lange.

Warum auch nicht, dachte Schäfer. Wirklich gebildet

Menschen müssen ja nicht immer schwachen, gebildete Menschen können auch schweigen und sich doch unterhalten.

Er blies Rauchwölkchen in die Luft und starrte ihnen nach.

Er sah aber Magda nicht an. Warum eigentlich nicht? Ach was, ewiges Grübeln und Bohren! Weils mir Spaß macht, darum!

Magda lehnte in ihrem Sessel und wartete, daß er fortführe.

Warum that er das nicht? Er dachte wohl an seinen Roman. Da wollte sie ihn nicht stören. Sie schwieg auch.

Wie still es war. Nur draußen vor den Fenstern leise der Regen.

Die große Lampe mit dem roten Schirm stand auf dem Nebentisch. Ihr gedämpfter Schein schlich nur zagend bis hin zu den beiden.

Schäfer schwieg immer noch. Er wollte es gar nicht mehr, denn es fing an, ihn zu beengen. Aber er wußte im Augenblick absolut nicht, was er sagen sollte. Sein Kopf war wie ein ausgeblasenes Ei. Und wenn der Tod auf längeres Schweigen stand, er konnte nicht sprechen.

In Magda stieg Verlegenheit auf. Wie sonderbar, daß er immer noch schwieg. Wie unpassend. Solch Schweigen ist so intim.

Plötzlich fühlte sie, wie ihr das Blut aus dem Kopf ging und zum Herzen eilte, jagte.

„Was meinten Sie doch vorhin?“ kam es hastig von ihren Lippen.

Er schwieg. Er merkte, daß sie verlegen wurde, und das reizte ihn, länger zu schweigen. Aber sie schwieg nicht länger, als läge eine Gefahr darin.

„Sie sagten doch, Sie hätten einen Plan, daß ich die Leute besser kennen lernen könnte?“

Er sah sie stumm an. Sie stand auf. Da sagte er schnell, in dem instinktiven Gefühl, sonst läuft sie dir fort: „Sawohl, einen Plan. Ich war da nämlich vorhin bei einem alten Mann, da sah ich wirklich Not und Elend in Fülle.“

Magda setzte sich wieder.

Schäfer erzählte: „Er lag auf einem Strohsack und hustete fürchterlich. Die Lunge sei koput, sagte er, und Luft könne er auch oft nicht bekommen. Wie zur Bestätigung fing er auch gleich an, nach Luft zu ringen. Es war entsetzlich anzusehen. Ringsum Luft in Menge, denn er lag in der Nähe des Fensters, das ich sofort geöffnet hatte, als ich eingetreten. Ringsum Luft die Menge, und er konnte nichts davon einfangen für sich. Der Kampf um das bißchen Luft wurde immer wilder. Sein Gesicht war blaurot dabei. Die Hände fuhren jäh umher, als wollten sie die Luft greifen. Dann schlug er sich mit ihnen auf den Brustkorb und riß die Haut blutig, als wollte er sie fortreißen, daß es Platz gab für die Luft, all die Luft ringsum, die doch nicht zu ihm konnte. Ich richtete ihn ein wenig auf. Ich fürchtete, daß er vor meinen Augen erstickte. Aber schließlich, als ich schon dachte, jetzt ist's vorbei, nahm der ausgemergelte Körper noch einmal alle Kraft zusammen in ungeheurer Anstrengung, und es gelang ihm, nun bekam er endlich die nötige Luft. Sofort wurde ihm leichter. Er bat mich, ihm eine Flasche zu reichen, die in der Nähe des Strohsacks stand. Ich reichte sie ihm. Es war noch ein kleiner Rest Schnaps drin, hell wie Wasser. Damit feuchtete er gierig die Lippen, die aufgesprungen und ausgedörrt waren von all dem Kämpfen um das bißchen Luft. Diese Flasche war sein höchster Schatz, sein einziger Trost. Er sei kein Trinker, versicherte er treuherzig, aber wenn er so ein Schlüchchen davon nähme, würde ihm immer viel leichter um die Brust. Noch besser sei's, wenn er den Schluck auf ein wenig Zucker nähme. Aber Zucker habe er schon lange nicht mehr. Und mit dem Schnaps ginge es auch zur Neige, trotzdem er spare, wie er nur könne. Acht Tage habe das Gläschen schon gereicht. Morgen aber sei's zu Ende, wenn er auch noch so sparsam damit umgehe. Was dann aus ihm werden solle? Geld zu einem neuen Gläschen habe er nicht mehr. Er fing an, jämmerlich zu weinen. Und dies Weinen war das allerschrecklichste. Er hatte nicht mehr viel Thränen. Deshalb war jede einzelne nur unter Qualen aus den roten Augen zu bringen. Wenn er sich doch ordentlich ausweinen könnte, welche Wohlthat für ihn. Aber es ging nicht, sein Thränenvorrat reichte dazu nicht, so wenig wie sein Schnaps noch lange reichen würde. Natürlich regte ihn das Weinen so auf, daß er wieder nach Luft zu ringen begann. Als er endlich wieder ruhiger war, fragte ich ihn ein wenig aus nach seinen Verhältnissen. Er hatte keine Verwandte mehr, nur noch eine Tochter, die mit einer Menagerie durch die Welt

reiste und sich um den Vater nicht kümmerte. Ein Nachbar bringt ihm morgens einen Krug Wasser, mittags ein andrer ein bißchen Suppe, und abends sieht noch mal einer nach ihm. Im übrigen liegt er den ganzen Tag und die ganze Nacht allein, kämpft um das bißchen Luft und hört nichts als das Gurgeln und Keuchen um den Mund voll Atem.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Von dem langen Ringen nach der Erreichung eines wirklichen musikalischen Dramas ist ein interessanter Nebenzug das Bestreben, innerhalb der ausgesprochenen Konzernmusik, die ja vorwiegend mit einzelnen kürzeren Stücken arbeitet, größere, einen „Abend“ einheitlich füllende Stücke zu schaffen. Im Sinne dieses Bestrebens sind namentlich manche Versuche und Schöpfungen Mendelssohns und Schumanns mit zu verstehen. Vorwiegend handelt es sich dabei um Oratorien, weltlicher wie geistlicher Art, oder überhaupt um Vokalwerke von größerem Zusammenhang, und darin wieder speziell um die Bemühung, in diese Kunstform, die ja nicht eigentlich dramatisch ist, einen dramatisch lebhaften Zug hineinzubringen. Hierher darf wohl ganz besonders Robert Schumanns Komposition für Solostimmen, Chor und Orchester: „Das Paradies und die Peri“, gerechnet werden. Der englische Dichter Thomas Moore, ein Freund Byron's, hatte von seinem Hauptwerk, der orientalischen Dichtung „Lalla Rookh“ (1817), eine der vier Erzählungen dem Thema von der Peri (einer Fee in der Parsenreligion) gewidmet, die, aus dem Paradies verstoßen, nur dann zurückkehren darf, wenn sie „des Himmels liebste Gabe“ dargebracht hat. Vieles Eigenartige, das sie gefunden, erschließt ihr Edens Paradies noch immer nicht; erst die Keuschbräute eines gereinigten Sünders wird zur erlösenden Gabe. Dieses epische Stück Moores hat Schumann zu seinem genannten großen Vokalwerk benutzt, und unser Philharmonischer Chor unter Professor Siegfried Oas führte es, nach der sonntäglichen Probe zu urteilen, in seiner belamten glänzenden Weise auf.

Die Hervorholung dieser Komposition giebt uns Gelegenheit, etwas näher von der Bedeutung zu sprechen, die solche größere geschlossene Werke für die Pflege der Musik in weiteren Kreisen besitzen. Man kann bemerken, daß im allgemeinen Konzerte in dem Maß bunter werden und bunter gewünscht werden, je weiter es ins „Populäre“ hineingeht; hier pflegt man es einem Konzert geradezu als Verdienst anzurechnen, wenn es recht vieles von einander Verschiedene bringt, obgleich nachgerade auch von solchen kritischen Stimmen, die — gelinde gesagt — mit den Thatfachen zu gehen pflegen, Einwendungen gegen „deplacirte“ Bestandteile eines bunten Programms kommen. Ich glaube nun, dem liegt nur eben eine Unvollkommenheit in der Bildung für den Kunstgenuß zu Grunde; gelingt es hingegen, musikalisches Interesse und Verständnis überhaupt in höherem Maß zu wecken, so wird hiermit auch die Fähigkeit, sogar die Lust, dem einen Faden auf lange hinaus zu folgen, sich einstellen. Allzu wenig ist in dieser Beziehung bisher versucht worden. Die Nachricht von einem Dresdener Unternehmen für Volkskonzerte, das auch Haydn's „Jahreszeiten“ bringen will, erregt unsre Hoffnung auf derartige Fortschritte von neuem. Die „Jahreszeiten“ sind zu einem solchen Zweck wie geschaffen, „volkstümlich“ dürfen sie aus mehreren Gründen genannt werden, nicht zuletzt wegen der Szenen aus dem Volksleben, die sie in ihrer musikalischen Epik vorführen. Ueberhaupt wird das gesante, allerdings kleine Gebiet der „weltlichen Oratorien“ hier in Betracht kommen — das der „geistlichen“ dann, wenn auf ein Hineinleben in ihre Stimmung zu rechnen ist, was als eine reine Kunstfrage von anderweitigen Fragen unabhängig bleiben kann. Aus der erstgenannten Klasse dürfte nur „Das Paradies und die Peri“, trotz mancher Bedenken, in vorderster Reihe stehen, wenn man dem Ziele: „Die Musik dem Volk!“, energisch zusteuern will. Was dabei die äußeren Veranstaltungen betrifft, so wird in einem solchen Falle noch mehr als sonst auf treffende und nicht zu dürstige Erläuterungen gehalten werden müssen. Man kann vielleicht von Berlin als der Stadt der erlautenden Musikprogramme sprechen. Schon der alte Gesangskomponist und preußische Obermusikus Reichardt hatte analytische Programme zu Konzerten gegeben. Bei unsren Philharmonikern und bei den ihren Veranstaltungen ähnlichen Konzerten sind die Programmbüchlein ein ständiger Gebrauch. Es wurde allerdings über sie auch bereits gellagt; sie sollen die Aufmerksamkeit auf Nebendinge ablenken, u. dgl. m. Die Bedenken gegen sie scheinen aber doch weniger das Princip zu treffen, als vielmehr aus einer Halbheit seiner Anwendung zu stammen. Findet man erst beim Niederlassen auf dem Konzertsstuhl, bestenfalls die eine oder die andre Viertelstunde vor dem Erklingen der Töne, eine gedruckte Uebersicht über sie vor sich, so gerät der Leser und Hörer, zumal wenn nicht der Fachwelt angehörig, leicht in eine Verwirrung, die ihn dann beim Gemüß hin und her wirft. Solche Programmhefte müßten den Interessenten bereits einige Zeit vorher, etwa durch öffentlichen Verkauf, zugänglich sein und sollten sich weniger als bisher auf „musikalische Analphen“ beschränken; zumal bei einer weitergehenden Pflege der Musik fürs Volk hätte wohl ein Ueberblick über das Gesammtliche, über die Kompositionsform usw. eines jeden vorgeführten

Werk in den Vordergrund zu treten. In dem neulichen philharmonischen Konzert gab es ausnahmsweise kein Programmbüchlein, und das Publikum dieses Konzerts wird es gegenüber dem verhältnismäßig einfachen und eintönigen Werk Schumanns nicht eben sehr vernimmt haben. Bei einer volkstümlichen Wiedergabe würde man freilich ein übriges thun müssen. Man könnte dabei sehr weit, beinahe bis zu einer historischen und ästhetischen Kritik, gehen. Der Text ist aus erzählenden Stellen und aus Stellen, die in lyrischer Breite bei Affektpunkten verweilen, zusammengesetzt. In einem früheren Stadium der Oratorienkomposition war es eine selbstverständliche Hauptsache, dieser Verschiedenheit und auch noch weitergehenden Nuancen gerecht zu werden; man sehe z. B. die Zusammenfügung der Bachschen Matthäus-Passion aus Recitationen, Arien, Chören usw. Davon ist nun bei Schumann so gut wie keine Rede. Von den zwei Vorwürfen, die ihm überhaupt die radikalsten Modernen machen: einerseits, daß er ein nicht recht natürliches Pathos, und andererseits, daß er eine verwässerte Deklamation habe, trifft hier zwar nicht der erste — dazu ist das Ganze zu schlicht — wohl aber der zweite zu. Das Beste im Werk sind die rein lyrischen Stellen, die dann zum Teil auch eine wunderbare Süßigkeit entwickeln. Allein ihr Stil wird im allgemeinen auch dort eingehalten, wo er nicht paßt — zum Beispiel zu Beginn der Erzählung von der absichtlichen Begebenheit; und das wirkt in der That verwirrend und nicht eben geschmackshulend. Auch in dem Vers, der die Lösung des Ganzen andeutet: „Im Auge ruht, Was das Feuer ist dem Herrn!“ hat der Komponist, obwohl hier doch der einfältigste Verstand das ohnehin gesperrte Wort „Auge“ auch musikalisch betonen mußte, das Wort „ruht“ hervorgehoben. Daneben aber stehen auch wieder Stellen voll bester Deklamation. Ob nun ein solches Werk in den Rahmen einer Populärpflege der Musik passen würde? Ich glaube dies unter der Bedingung bejahen zu können, unter der mir überhaupt alles Populärkünstlerische und Populärpädagogische einzig wirksam zu sein scheint: daß nämlich nicht diese oder jene einzelne Vorführung gemacht wird, sondern eine kleine, zusammenhängende Reihe von solchen; hier werden denn auch Vergleiche verschiedener Stilweisen am Platze sein. Zur Aufführung von Oratorien werden wohl Chor und Orchester verhältnismäßig leicht zu beschaffen und zu behandeln sein. In der Sorge für Solisten geschieht aber selbst von unsren künstlerischsten Stellen aus zu wenig. Vor allem werden meistens weniger Solisten eingestellt, als in dem betreffenden Oratorium erfordert sind. Da übernimmt etwa ein Tenor die Partien von zwei Personen; oder „vier Stimmen“, die konzentriert aus dem Chor hervortreten sollen, werden von den Solisten selber gesungen und dergleichen mehr. In diesen Punkten liegt die heutige Pflege der Oratorien tief danieder, und hier ist noch durchaus eine Reform nötig. Allein wer ernstigt die Qualen eines Chordirigenten beim Zusammenbringen der Solisten! Es fehlt eben eine genügende Anzahl guter — d. h. nicht weltberühmter, sondern sachgemäß wirkender — Oratorienfänger; und zwar sollte für jeden einzelnen Fall mit einer doppelten Besetzung zum Alternieren gerechnet werden. Wird das Arbeiterpublikum einer Großstadt zu solchen Kunstgenüssen herangezogen, so werden ja Zuhörer für je zwei- oder mehrmalige Wiederholungen jeder Produktion vorhanden sein; hier können sich dann die zwei Solistengruppen so ablösen, daß auch noch in den häufigen Verhinderungsfällen Künstler aus der gerade unbefähigten Gruppe einspringen.

Was wir hier ausführten, ist zugleich ein Appell an die „Freie Volksbühne“ mit ihrem anerkannterwertigen, aber doch nur erst tastenden Ringen nach volkstümlicher Musikpflege. Als allzweit mag ein solches Aufstehen an sie immerhin erscheinen, doch nur insofern mit Recht, als wohl einzig eine gründliche Vorbereitung von langer Hand in Betracht käme, mit der sich dann in Berlin aber auch — kurz gesagt — geradezu alles erreichen ließe.

Um auf die neuliche Aufführung zurückzukommen, so gab es selbst an dieser verlässlichen Stelle eine Solistennot; und zwar weniger durch Unvollkommenheiten der im ganzen vorzüglichen Leistungen, als durch Mangel an genügender Zahl der Personen, zu dem dann noch bei der eigentlichen Aufführung, wie ich höre, eine Abgabe der Sängerin der Peri-Stimme und ein probeloses Eintreten einer Aelterin in der Not kam. Gibt es schon hier solche Unglücksfälle, so erscheint unser obiger Ruf nach „Züchtung“ von Oratorien-solisten erst recht dringlich zu sein.

Aus dem wiederum süßigen Konzertreichtum dieser Woche mußte uns natürlich manches entgehen. Besonders leid that uns dies gegenüber einem Komponistenabend des „Berliner Tonkünstler-Vereins“, in welchem zahlreiche noch un veröffentlichte Werke vorgeführt wurden. Nach dem mir zugegangenen Bericht fanden namentlich Lieder von James Rothstein vielen Anklang. Selber urteilen konnte ich über das Konzert einer Sängerin und eines Klavierspielers am Montag in der Singakademie. Ubele Otto Morano hatte in sehr dankenswerter Weise zahlreiche Lieder zusammengestellt, von denen auch nicht eines zum Alltagsrepertoire gehört; zwei von Hugo Wolf, eins von Ritevglav Novak und eins von Peter Schajajowitsch seien ob ihrer gut künstlerischen Wirksamkeit besonders hervorgehoben. Die Sängerin selber hatte sich wegen Krankheit als nachsichtbedürftig gemeldet — womit natürlich nicht der umgekehrte Fall verwechselt werden darf. Damit ist ein kritisches Urteil von vornherein gebunden, obgleich in einem solchen Fall nicht alles auf Rechnung des Augenblicks gesetzt werden kann. Jedenfalls zeigte die Sängerin, daß sie über einen bewegten Ausdruck verfügt.

Auch ihr Konzertpartner, Hermann Lafont, besitzt die und die Vorzüge. Was nützt jedoch all dies, wenn dem Spiel so wie hier die Deutlichkeit, Klarheit, Plastik fehlt! Solche Spieler sollten uns Stille aus Zeiten des Tiefstands in der geschichtlichen Entwicklung der Klavierliteratur vorführen; abwechslungshalber würden uns mal auch Salonstücke aus der Biedermeierzeit eine interessante historische Erinnerung sein (Drehschod, Schulhoff, Willmers u. a.). Mit einem Stück jedoch, das so wie Schumanns „Vogel als Prophet“ ein feinstes Verständnis für geheimnisvolle Offenbarungen und vor allem ein richtiges Tempo verlangt („Langsam, sehr zart“, das Viertel gegen eine Sekunde lang), sollen uns solche Spieler durchaus verschonen. —

sz.

Kleines Feuilleton.

ek. **Sonderbare Hochzeitsgebräuche.** In London ist soeben bei Pearson ein fesselndes Buch von Louise Jordan Milne erschienen, das „Woosings and Weddings in Many Climes“ betitelt ist. Mrs. Milne hat die Sitten bei der Werbung und der Hochzeit in allen Ländern der Erde eingehend studiert. Eine Reihe höchst sonderbarer Hochzeitsbräuche findet dabei Erwähnung. Zu den merkwürdigsten und unangenehmsten Gebräuchen vor der Hochzeit, denen die Bräute unterworfen werden, gehört das Zähnefeilen, das bei den Malaienmädchen angewandt wird. Die Braut — in Wirklichkeit noch eher ein Kind, denn sie ist erst vierzehn Jahre alt — hat als Frau das Privilegium, Betel zu kauen, dessen Saft für sehr gesundheitsförderlich gehalten wird. Die Folge davon ist, daß das wenige, was von ihren einst milchweißen Zähnen noch in ihrem Munde bleiben darf, mit einer häßlichen, blutroten Farbe gebeizt wird. Das Feilen geschieht bei Musik und Schmausereien einen Tag vor der Hochzeit, und wenn das arme Opfer stöhnt, übertönen Harmonien ihre Schmerzenslaute. „Die Zähne werden mit Stahlfeilen und Kaspeln aus Sumatrastein geglättet und abgeschliffen. Länger als eine Stunde wird zu dieser Operation gebraucht, wenn die Braut nicht inzwischen ausruhen muß. Das Zahnfleisch schwillt an und verursacht die größten Qualen. Wochenlang dauern die Schmerzen und die Entzündung, der Schlaf ist ganz unmöglich, Sprechen und Kauen sind Peinigungen. Und das ist zur Zeit der Fütterwochen!“ ... Der Japaner schickt seiner Braut ein langes Ende Goldsünderi zum Hochzeitsgürtel und ein Stück weiße Seide zum Kleid, was vielleicht dazu beiträgt, das hübsche Dämchen über die Verbrennung ihrer Spielsachen zu trocken, eine Ceremonie, die ihre Eltern drei Tage vor der Hochzeit vornehmen. Die eigenartigsten Hochzeitsriten in der Welt haben wohl die Karen in Hinterindien. Das Liebeswerben findet bei diesen bei — Begräbnissen statt, bei denen alles, Werbung, Verlobung und Hochzeit in Wausch und Wogen abgemacht wird. Wenn ein Karen stirbt, wird er nur vorläufig beerdigt oder wenn er ein großes Vermögen hat, werden die sterblichen Ueberreste verbrannt, und die kleine Truhe aus Tealholz, in der die Asche aufbewahrt wird, wird zeitweilig begraben. Die Länge der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Begräbnis eines Karen ist durch die Zahl der heiratsfähigen Mädchen und heiratenden Männer, die im Dorfe oder in der Nachbarschaft zur Zeit des Todesfalls sind, bestimmt. Wenn genug Heiratskandidaten beiderlei Geschlechts da sind, aber nicht früher, wird der große Begräbnis- und Hochzeitstag festgesetzt. Bei derselben Gemeinde der Karen giebt es nur selten mehr als einen solchen Tag im Jahr. Der vergehen drei, ja manchmal auch fünf Jahre zwischen einem derartigen Tage und dem nächsten. Sehr pittoresk werden die Hochzeiten in Marokko gestaltet. „In maurischen Städten wird eine Braut abends, und fast immer bei Mondschein, in ihres Gatten Haus getragen. Die Mäuren feiern ihre Vergnügungen gern nach Sonnenuntergang. Dann können auch die verschleierte und halb verschleierte Frauen Anteil an der Hochzeit nehmen, indem sie vom Dach des Harems hinab sehen oder durch die Gartenthür guden, wenn der Brautzug vorüber kommt.“ Für die Frauen muß es reizend sein, in Spanien unvorher zu werden. Dabei spielt die Musik eine wichtige Rolle. „Aber der Bewerber ist nicht immer sein eigener Sänger. Ein berufsmäßiger Troubadour oder Improvisator und mehrere Musiker, sowie drei oder mehr Fadelträger werden engagiert. Sie führen die Werbemusik aus, während ihr Auftraggeber an einem Baum oder passenden Pfeiler lehnt und sentimental dreinschaut.“ Liebeswerben durch Gesang ist aber nicht allein auf Spanien beschränkt. Auch die schon erwähnten Karen werden durch Gesang, und die Mädchen antworten ebenso. Wenn ein Karen-Bewerber es fertig bringt, beim Trillern zu weinen, hat er mehr Aussicht erhört zu werden, als wenn er heiter erscheint.“ Viele Völker sind bei der Wahl der Tage und Monate für die Hochzeit abergläubisch. In Italien ist der Mai ausgeschlossen. „Ich würde lieber gar nicht heiraten als im Mai“, sagte eine hübsche Römerin ernsthaft. „Am Montag verheiratet!“ rief eine großhäugige Florentinerin erschreckt. Dabei erhob sie ihre braunen Hände, und senkte ihre Stimme zu einem Geflüster. „Wenn ich am Montag heiratete, hätte ich nur Mädchen und Idioten.“ „Nun dann Sonnabend.“ Sie zuckte verächtlich die Schultern und lachte. „Ja, nächstes Mal. Aber nicht diesmal. Man würde mich für eine Witwe halten. Nur Witwen heiraten am Sonnabend. Wir halten diesen Tag für sie frei, und sie dürfen an keinem andren Hochzeit machen.“ Ebenso unmöglich ist der Donnerstag, weil dieser den Hegen und drei Furien geweiht ist. Der Freitag scheidet als Fasttag aus der

Liste, desgleichen Mittwoch. Der Dienstag ist ein Unglückstag. Als einziger Tag bleibt also der Sonntag. . . Die K'ain Chong-Kai, die zwischen Kanton und Mandalay wohnen, haben noch weniger Auswahl, denn sie haben nur einen Hochzeitstag im Jahr, den 15. des ersten Monats. —

Kunst.

— Ueber Kunst und Kunstkritik schreibt Hans Thoma in der „Frankfurt. Ztg.“: Wenn die Kunst gedeihen soll, so ist ein Zusammenwirken von Kunst und Kunstkritik von großer Wichtigkeit und dies ist ganz insbesondere nötig für die Kunstbestrebungen in einem engeren heimatlischen Kreise. Die Kritik weckt und belebt das Interesse für die Kunst auf die mannigfachste Art. Nur sollte der Kunstkritiker nie als der Feind des Künstlers erscheinen, der ihn durch Herabsetzung seiner Arbeiten in seiner Berufs- und Erwerbsthätigkeit schädigt. Wer öffentliche Kritik ausübt, nimmt ein großes Recht für sich in Anspruch. Große Rechte, ohne durch große Pflichten balanciert zu werden, haben etwas Unmoralisches. Die Kritik hat nicht das Recht, den Künstler persönlich zu beleidigen oder so herunterzusetzen, daß er dadurch zu Schaden kommt. Schon oft habe ich mich gefreut, daß das Verhältnis von Kritik zur Kunst in allen größeren Tagesblättern ein schöneres geworden ist, als es dies vor etwa 20 bis 30 Jahren war. Damals beruhte oft der ganze Ton einer Besprechung in einer hämischen Witzmacherei, in der der Autor ohne alle sachliche Begründung leuchten wollte — er nahm die ganze Sache nicht ernst. Das war aber noch nicht so arg; sehr oft und manchen Künstlern gegenüber sprach sich eine förmliche Bosheit aus mit der deutlichen Absicht, dem Künstler jeglichen Schaden zuzufügen. Der Entrüstungsphilister, der alles haßt, was nicht seiner Genießbarkeit angepaßt ist, hatte sich vielfach der Kunstkritik bemächtigt. Der Künstler ist dem gegenüber schutzlos, und schweigend muß er die galligste Bitterkeit über sich ergehen lassen. Der Schaden, den er in seinem Beruf erleidet, ist oft gar groß und er darf nicht einmal davon reden. . .

Im ganzen ist es besser geworden, und die Künstler dürfen sich des anständigen Tons freuen, welchen die Kritik in hervorragenderen Tagesblättern angebracht hat. Die Kritik ist eine hohe ernste Sache, sie kann die Kunst fördern helfen, sie kann den Sinn für sie empfänglich machen und verbreiten. — Ehre dem, der sie als eine hohe ernste Aufgabe auszuüben versteht; — er hat es gewiß nie nötig, um seine Kennerlichkeit leuchten zu lassen, irgend einen Künstler, der ihm begegnet und dessen Gesicht, d. h. dessen Werk ihm nicht gefällt, abschlagen zu müssen, gleichsam das Publikum warnen zu wollen, daß es sich vor Schaden hüten soll. . .

Ich bin gewiß der Letzte, der das Recht der freien Kritik in Abrede stellen würde, aber ich bestreite das Recht der leichtfertigen Kritik, die ohne Kenntnis der Vielschichtigkeit des Zusammenhangs, aus dem eine Kunstentwicklung stattfindet, darauf losurteilt und verdienstvollen Künstlern den Garauz machen will, wenn es ihr scheint, daß eine andre Strömung irgendwo herweht, um zu zeigen, daß man auf der Höhe steht. Von jeher habe ich in Kunstdingen den Grundsatz „Leben und leben lassen“ gerne betont. Vielleicht aus dem Grunde, weil man mich selber gar so lange nicht leben lassen wollte, aber ich halte ihn aufrecht; ich weiß zwar, daß dies gegen gar vieler Sinn geht, — sie erklären „leben und leben lassen“ für den Grundsatz der „Allzuvielen“, der Uebermensch regt sich in ihnen, das „Umverten“ ist ihre Parole. Vielleicht ist auch dies gut — auch hier abwarten und leben lassen, — aber ein paar mal schon habe ich es gesehen, daß dabei nur ein wütend gewordener Philister herauskam. —

Wälferkunde.

— Auf eine merkwürdige Art von Troubadouren in Kaukasus macht Wassil Korjanow im letzten Heft der „Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft“ aufmerksam. Diese Troubadouren finden sich besonders im Bezirk Natcha des Gouvernements Kutai und gehören meist dem Stamme der Grusiner an. Ein solcher Sänger heißt Mistwiro, nach stwiri, die Mohrstöbe, benannt. Dem sein notwendiger Begleiter ist die Sackpfeife, zugleich ein heiliger, von vielen Ahnen überkommener Gegenstand. Das Instrument ist ein mit zwei Oeffnungen versehener lederner Sack; durch die eine wird geblasen, in der andern aber stecken zwei Flötenrohre mit zusammen neun Löchern. Damit können sieben Töne gespielt werden as, b, e, des, es, f und ges, also nicht einmal eine vollständige Tonleiter. Will der Mistwiro nun ein Lied zum Westen geben, so bläst er zuerst ein Vorspiel, singt dann das Lied mit der Begleitung eines Pfeifentones und schließlich endlich mit einem Nachspiel. In seinem Lied befiugt er die Herrschaften, die ihn zum Spielen aufgefördert haben, nachdem er sich vorher nach ihrem Namen, ihrem Stand und andren Dingen erkundigt hat. Die Verse müssen gereimt sein, was nicht so schwierig ist, da es sehr viele gleichlingende Substantiv- und Verbalendungen giebt, überdies hat der Sänger oft schon sein Lied fertig, so daß er nur die Namen zu verändern braucht. Er fährt von Ort zu Ort, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, und so lebt er von der Gunst der Leute, die ihm, wenn er sein Handwerk recht versteht, reichlich zu teil wird. Doch scheint es, als ob diese Kunst im Aussterben begriffen sei. Sie ist nämlich ganz und gar an das Vorhandensein der Sackpfeife geknüpft, diese Instrumente aber, die meist hundert und über hundert Jahre alt

sind, werden heute nicht mehr angefertigt. Schon jetzt ist die Zahl der Säger beträchtlich zusammengesmolzen, und wenn hier nicht eine Gesellschaft oder ein reicher Gönner eingreift, wird der Mistwiro bald der Vergangenheit angehören. —

Technisches.

— **Elektrochemie.** Der „Meinisch-Besißfälligen Zeitung“ wird geschrieben: Das rasilose Vorwärtsdringen auf industriellem Gebiete läßt immer neue Industriezweige entstehen, immer andre und wieder andre Methoden der Erzeugung und Verarbeitung der Rohstoffe an Stelle der alten treten. Ein mächtig aufstrebender Zweig, der schon viele blühende Nester aufzuweisen hat, ist die Elektrochemie, besonders die Aufbereitung und Gewinnung der Metalle auf elektrischem Wege. Die Bedeutung des ganzen Verfahrens liegt hauptsächlich darin, daß mit seiner Hilfe sich eine Metallindustrie auch an solchen Orten entwickeln kann, die zwar Erzlager, aber keine größeren Kohlenlager besitzen oder in der Nähe, statt ihrer aber Wasserkräfte zur Verfügung haben. Ein gutes Beispiel bietet hierfür die Verhüttung von Eisenerzen. Bekanntlich sind ja hierbei erhebliche Mengen von Coals nötig, einmal zur Reduktion der Eisenoxyde, dann aber vor allem zur Erzeugung der nötigen Hitze. Diese letztere, sehr beträchtliche Kohlenmenge ist aber bei Verwendung elektrischer Ofen nicht nötig, denn hier wird die nötige Hitze durch die im sogenannten Davy'schen Lichtbogen entstehende sehr intensive Wärme geliefert, die im Stande ist, alle Metalle in kurzer Zeit zu schmelzen. So werden in jüngster Zeit nach einem besonderen Verfahren drei große Schmelzöfen in den Bergamassler Alpen im Val Camonica betrieben, die jährlich etwa 4000 Tonnen Stahl liefern, zum Brennstoff-Preise von etwa 18 Fr. pro Tonne. Die Erze werden zunächst elektromagnetisch aufbereitet, mit den nötigen Zuschlägen versehen, gemahlet, mit einem Zusatz von Teer in die Form von Briquets gebracht und dann im elektrischen Ofen eingeschmolzen. Ein besonderer Vorzug des Verfahrens ist auch der, daß man die Menge der Zuzüge leicht regulieren kann, so daß man also nach wenigen praktischen Versuchen Stahl mit bestimmtem Kohlenstoffgehalt herstellen kann, ebenso Wolfram-Chrom oder Nickelstahl, und zwar alles in einer einzigen Operation. Die Methode der Erzgewinnung im elektrischen Ofen bezeugte zuerst großem Mißtrauen seitens der Techniker, doch sind die neueren Verfahren mehr Erfolg versprechend. Die Verwendung der Electricität spielte bekanntlich zuerst bei der Gewinnung des Aluminiums eine große Rolle, wird jetzt aber nicht nur auf Eisen, sondern auf die Gewinnung des Zinns aus Abfällen, sowie auf die Phosphorgewinnung ausgedehnt und hat augenscheinlich noch eine große Zukunft. —

Humoristisches.

— **Modern. Gnädige:** „Hier, Fräulein — die Nota des Meßgers mit 88 Mark, die des Wäders mit 21, und dem Kaufmann vorläufig eine a Conto-Zahlung von 50 Mark! Bezahlen Sie dies einstuweilen, bis mein Mann im nächsten Monat diese Bagatelle regelt!“ —
— **Gausfräulein** (verlegen): „Bedauere, gnädige Frau, das geht über mein Vermögen! Ich kann Ihnen meine Kräfte, aber keine Geldmittel zur Verfügung stellen!“
— **Gnädige:** „Empörend! Ich habe mich, scheint es, in Ihrer Person gründlich getäuscht! Was verstehen Sie denn unter „Stärke einer Gausfrau“?“ —
— **Enfant terrible.** Tante (die im Begriffe ist, abzureisen): „Kinder, wenn ich nur nicht den Zug verjäume!“
— **Der kleine Hans:** „O nein, Papa hat soeben die Uhr schon eine halbe Stunde vorgestellt!“ —

Notizen.

— **William Luzon Thomas**, der Herausgeber der Journale „The Graphic“ und „The Daily Graphic“, ist in London im 70. Lebensjahre gestorben. —
— Bei der ersten „Litterarischen Matinee“ im Residenz-Theater, die am Sonntag stattfindet, geht das Lustspiel „Sturm“ von Friedrich Jacobsen in Scene. —
— **Venzo Jacobsons** Lustspiel „Zum Einsiedler“ fiel bei seiner Erstaufführung am Hamburger Thalia-Theater durch. —
— Im Opernhause gelangt Mitte nächster Woche „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius zum ersten Mal zur Aufführung. —
— **Theodor Vertram** wurde für die nächsten Burgtheater-Festspiele verpflichtet, den Amfortas, Wotan und Holländer zu singen. —
— Im Kunstsalon Cassirer sind von heute ab Werke von Paul Cezanne, Walter Leistikow, Louis Corinth, Fritz Klimsch usw. ausgestellt. —
— Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 4. November.